

Ungewohnte Gotteserfahrungen

Predigt zum Auftakt der Pastorage 2019

Gen 18, 1-10a; Joh 4, 5- 26; 39-42

1.

Wer rechnet ernsthaft damit, in seinem Leben Gott zu begegnen? Und in welcher Form oder Gestalt sollte das sein? In Naturgewalten oder wundersamen Erscheinungen? Schrecken und Furcht auslösend oder Herz und Gemüt erhebend? Für die Generation meiner Großeltern und Eltern war klar: Gott erfahren wir nicht unbedingt ganz direkt, sondern vermittelt vor allem im Gottesdienst und beim Gebet, in seinem Wort und in den Sakramenten, in heiligen Räumen und bei Wallfahrten, in der Gemeinschaft der Gläubigen, ja überall da, wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind. Davon lebten viele der Getauften von der Wiege bis zur Bahre. Und das Kirchenjahr mit seinen Festen und Ritualen bildete dazu einen tragenden Rahmen.

Natürlich ist das alles auch heute noch gültig. Nach wie vor ist für zahlreiche Gläubige das kirchliche Leben mit all seinen Vollzügen ein Ort ihrer Gottesbegegnung. Zugleich aber verändert sich das Verhältnis dazu mit einer rasanten Geschwindigkeit. Was bisher üblich war, wird keinesfalls noch von allen fraglos mitgetragen. „Der Sinn für das Katholische schwindet“ (Hans-Joachim Sander), und zwar inner- wie außerkirchlich. In Mitteldeutschland erleben wir das allein schon dadurch, dass wir seit Generationen eine religiöse Minderheit und die meisten unserer Mitmenschen inzwischen konfessionslos sind. Die politische Relevanz und der gesellschaftliche Einfluss der Kirchen sind längst zurückgegangen; in moralischen und religiösen Fragen wird uns Christen keine Deutungshoheit mehr zugestanden, und dies umso weniger, seitdem das Ausmaß des sexuellen Missbrauchs ans Licht kam.

Innerhalb der Kirche leiden viele Gläubige darunter, dass das, was sie vielleicht jahrzehntelang getragen hat, immer brüchiger wird. Eltern und Großeltern machen sich Sorgen um ihre Kinder und Enkel, wenn diese oftmals gar nichts mehr damit anfangen können. Und dabei fällt es ihnen selbst schwer, den Glauben, der ihnen als Kindern und Jugendlichen nahegebracht wurde, so in die heutige Zeit zu „übersetzen“,

dass sie daraus Kraft für ihr Leben schöpfen – geschweige denn, dass sie anderen davon etwas vermitteln könnten.

2.

Zweifellos befinden wir uns als Kirche in einer Krise. Das ist schmerzhaft. Das macht Angst. Da gibt es nichts zu beschönigen. Verbindet sich damit nicht aber auch eine Chance, eine Gelegenheit zur Reinigung, eine Herausforderung zum Umdenken und zur Vertiefung des Glaubens? Haben wir von Gott bislang vielleicht viel zu klein und viel zu eng gedacht, mit sehr menschlichen Bildern und Vorstellungen? Ist er für manche nicht immer noch ein Vertragspartner für Tauschgeschäfte, der nie „nein“ sagen dürfe und nur dazu da sei, ihre Gebete zu erhören, oder aber eine Art „himmlischer Polizist“ und „Kinderschreck“, der für Ordnung in der Welt zu sorgen hat, ein „Big brother“, eine moralische Überwachungsinstanz, die alles sieht und alles weiß? An so einen Gott können inzwischen viele nicht mehr glauben. Ja, das Wort „Gott“ ist – wie Martin Buber schreibt – „das beladenste aller Menschenworte. Keines ist so besudelt, so zerfetzt worden ... Die Geschlechter der Menschen haben die Last ihres geängstigten Lebens auf dieses Wort gewälzt und es zu Boden gedrückt; es liegt im Staub und trägt ihrer aller Last ... Wie gut lässt es sich verstehen, dass manche vorschlagen, eine Zeit über ‚die letzten Dinge‘ zu schweigen, damit die missbrauchten Worte erlöst werden! Aber so sind sie nicht zu erlösen. Wir können das Wort ‚Gott‘ nicht reinwaschen, und wir können es nicht ganzmachen; aber wir können es, befleckt und zerfetzt wie es ist, vom Boden erheben und aufrichten über einer Stunde großer Sorge“.¹

Dabei sollte uns auch bewusst sein, dass wir aus eigener Kraft letztlich nicht an Gott herankommen. Er ist und bleibt ein Geheimnis und oftmals ganz anders, als wir uns ihn vorstellen können. Davon sprechen auch die Texte der Heiligen Schrift, die wir vorhin gehört haben. Abraham erfährt Gott in der Gestalt dreier Fremder, die in der Hitze des Tages seine Gastfreundschaft benötigen. Und ganz ähnlich widerfährt es der Frau am Jakobsbrunnen. In der Mittagshitze steht plötzlich ein Fremder vor ihr, der sie um Wasser bittet. Ein jüdischer Mann spricht eine samaritanische Frau an.

¹ Martin Buber, *Begegnung*, 43.

Das ist unerhört, sogar skandalös! In beiden Geschichten kommt Gott als Bedürftiger. Er kommt auch völlig überraschend, so dass er zunächst überhaupt nicht erkannt wird. Doch beide Geschichten werden zu einer „Begegnung mit Folgen“ (Martin Löwenstein). Abraham wird verheißen, dass sich seine tiefste Sehnsucht erfüllt: seine Frau Sara wird ihm einen Sohn gebären. Und die Frau am Jakobsbrunnen kommt Schritt für Schritt mit der Wahrheit ihres Lebens in Kontakt und erkennt in dem Fremden schließlich den Messias, den Retter der Welt.

Gott kann sich uns also in einer Weise zeigen, mit der wir nicht rechnen, und in Situationen, in denen wir ihn nicht im Geringsten vermuten würden. Überall besteht diese Möglichkeit, auch mitten in unserer forciert säkularen und angeblich religionsresistenten Umgebung. Selbst diejenigen, die sich vielleicht als „gottlos glücklich“ verstehen und nichts vermissen, können für uns zu Anknüpfungspunkten und Offenbarungsmöglichkeiten Gottes werden. Sein Geist weht, wo er will. „Während“ – so formuliert es Thomas Halik darüber hinaus – „die uns bekannte Gestalt des Christentums ... erlischt, kommt vielleicht Jesus in der Gestalt eines Fremden, unbekanntem Wanderers, in der Gestalt von denen, die Wunden tragen.“ Und verwundet sind viele, seelisch und körperlich: durch Krankheiten und andere Nöte, durch Brüche in ihrer Biographie und ihren Beziehungen, durch Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit, durch Hass und Hetze. Überall gibt es Menschen, die nicht nur dahinvegetieren wollen, sondern sich danach sehnen, mehr Sinn zu erfahren und erfüllter zu leben.

3.

Diese Menschen haben uns etwas zu sagen. In ihnen kann uns sogar Gott etwas mitteilen. Von ihnen lernen wir auch, unseren Auftrag als Kirche besser zu verstehen – denn zu ihnen sind wir gesandt. Deshalb bedarf es erst einmal unserer Bereitschaft, aufmerksam darauf zu lauschen, was unsere Zeitgenossen und Mitbürger wirklich bewegt. Wir müssen erfahren, wo sie stehen und was sie brauchen, was ihre Sehnsucht ist und wo sie sich als gefährdet erleben.

Jesus zeigt uns, wie eine solche Zuwendung aussehen kann: Er ist nicht „von oben herab“ auf andere zugegangen; er hat sie weder belehrt noch verurteilt. Mit der Intuition der Liebe hat er gespürt, wo ihre Wunden sind, wo sie der Heilung an Leib und

Seele bedürfen. Er ist ihnen so begegnet, dass darin Entscheidendes für sie geschehen konnte – ohne sie zu vereinnahmen. In seiner Nachfolge sind auch wir dazu berufen und gesandt, unseren Mitmenschen so zu begegnen, dass sie durch uns mit dem Geheimnis Gottes in Berührung kommen. Nicht die Absicht, jemanden möglichst bald taufen oder „verkirchlichen“ zu wollen, sollte bestimmend sein. Nur so können wir Erfahrungen vom Reich Gottes ermöglichen, das weit über die Grenzen der Kirche hinausreicht.

Wie kann das konkret aussehen? So manches geschieht ja längst. Wenn ich auf unsere mitteldeutschen Bistümer schaue, denke ich z.B. an die Begleitung verschiedener Lebenswenden, an die Suchenden-Pastoral, an Segnungen für Einzelne in bestimmten Situationen. Ich denke aber auch an das Engagement so vieler für Flüchtlinge und Migranten, in der Hospizarbeit, in der Begleitung einsamer und kranker Mitbürger. Ich denke an nachbarschaftliche Begegnungen und an den Einsatz für Menschenwürde und gegen Extremismus. Vieles ist uns heute, am ersten Tag der „pastorale!“ schon vor Augen geführt worden, und auch in den nächsten Tagen wird Gelegenheit sein, voneinander zu hören, sich auszutauschen und einander zu stärken. Ich wünsche uns allen, dass wir dabei die Erfahrung machen, von der Papst Franziskus schreibt: „Jedes Mal, wenn wir versuchen, zur Quelle zurückzukehren und die ursprüngliche Frische des Evangeliums wiederzugewinnen, tauchen neue Wege, kreative Methoden, andere Ausdrucksformen, aussagekräftigere Zeichen und Worte, reich an neuer Bedeutung für die Welt von heute auf“ (EG 11).

Der Prophet Elija – so wird im 1. Buch der Könige (19,11-13) erzählt – hat Gott nicht, wie vielleicht zu erwarten, im Sturm, im Erdbeben oder im Feuer erfahren, sondern in einem sanften, leisen Säuseln. Seien wir aufmerksam, ob Gott nicht auch heutzutage ähnlich überraschend auf ungewohnte oder sogar provokante Weise als Gast in unser Leben treten will. Lassen wir uns darauf ein, ihm auch in denen begegnen zu können, unter denen wir ihn zunächst überhaupt nicht vermuten. Wir werden uns dabei sehr wahrscheinlich nicht nur als Angefragte und Lernende erfahren, sondern vor allem auch als reich Beschenkte. Das aber sollte uns Mut machen, unsere Situation gläubig anzunehmen. Wir sind nicht von Gott verlassen, er wirkt jedoch oftmals ganz anders, als wir uns das vorstellen oder von ihm erwarten.